

Phleg.
gen für
erfolg.

Fuß-
leiden
An-
eines
listen.

Main

dis
er,

fügun-
wer-
eladen.

de.

arzt
27145.

bst
prim
n 10
st re
he 172

lich
atter.
und

nen:
De.
1928.
den
auer-

Teil-
leben
ermit
deren
rost-

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 250.

Mittwoch, 24. Oktober.

1928.

Geld fällt vom Himmel.

Roman von Paul Enderling.

(Nachdruck verboten.)

(21. Fortsetzung.)

Am Untergrundbahnhof Friedrichstraße stieg er aus. Der Menschenstrom trug ihn nach oben. Zuerst ging er in ein Lokal und trank — ganz gegen seine Gewohnheit — mehrere Kognaks nacheinander. Sie schmeckten etwas nach Seife, aber sie strafften die erschlafften Nerven wunderbar. Einen Augenblick dachte er an Brodersen und sein Loblied auf die Prohibition.

Leichteren Schritts ging er zur Wechselstube. Der untersekte alte Herr darin ordnete gerade einige Depeschen, als er eintrat.

„Sie wünschen?“

Grotted holte mehrere Hundertmarkscheine hervor, und er bemerkte ärgerlich, daß seine Hand ein wenig zitterte. Um so stärker zwang er seinen Ton zu hochmütiger Gleichgültigkeit. „Habe von Fälschungen gelesen. Sehen Sie doch mal nach, mein Lieber!“

Der Bankbeamte nahm einen Schein nach dem andern vorsichtig auf, hielt sie gegen das Licht und prüfte sogar mit einer Lupe den Rand und die Fasern. Endlich sagte er lächelnd: „Ich wollte, alle Scheine, die ich bekomme, wären so echt wie diese.“

„Also ein kalter Blick“, sagte Grotted nachlässig. „Aber wissen Sie, Verehrtester, seit Europa eine Räuberhöhle geworden ist, müssen anständige Leute auf der Hut sein.“

„Gewiß. Die Anständigen trifft solch Pech ja erfahrungsgemäß am liebsten. Uebrigens sind wir auf der Hut. Die Kriminalpolizei hat uns neue Warnungen zugehen lassen.“

„Fabelhafte Einrichtung“, nälste Grotted und verzabschiedete sich jovial.

Beim Weitergehen fiel ihm ein, daß die Anspielung auf die anständigen Leute eigentlich im Grund eine Beleidigung enthielt. War sie auf ihn gemünzt? Wie kam er übrigens auf dies Wort „gemünzt“? Er brauchte es sonst gar nicht. War das ein Diktat des Unterbewußtseins? Nun, jedenfalls war sein Geld echt.

In einem Reisebureau am Friedrichsbahnhof bestellte er eine Fahrkarte nach Danzig für ein Flugzeug der Lusthanja. Es blieb noch genügend Zeit, in einer Badeanstalt ein heißes Bad zu nehmen und sein bescheidenes Frühstück zu ergänzen.

Er war glänzender Laune, als er nun um 12 Uhr den Flugplatz betrat. Interessiert betrachtete er die Piloten in ihren unförmigen Anzügen und die lauteste von allen, eine Pilotin mit einem roten Buschellopf. Das Kostüm war ihr wohl wichtiger als die Fahrt. Eifrig folgte sie in ihren lederen Hosen umher, ihre leuchtenden Augen blühten Grotted herausfordernd an.

Da er kein Gepäck bei sich hatte — sein Koffer fuhr mit der Bahn — war er bald fertig. Beim Einsteigen dachte er vergnügt an den brünetten Herrn, der jetzt das Handgepäck am Anhalter Bahnhof bewachte. Viel Vergnügen!

Die Propeller jurrten. Grotted fühlte die Erde unter sich versinken, und er betrachtete zufrieden den lehnigen Führer des Flugzeugs: Du trägst Cäsar und sein Glück —

Der Zug hielt in Niederstein, der Station von Grotthausen. Er hatte auf seiner Fahrt durch den Freistaat, von Danzig bis hier, fast die Hälfte der Zeit beanprucht, die sein kleiner Bruder in den Wästen von Berlin bis Danzig gebraucht hatte.

Grotted sah auf dem kleinen Bahnsteig kein bekanntes Gesicht. Wurde er nicht erwartet?

Als er am Zug entlang ging, glaubte er plötzlich seinen Verfolger wiederzusehen. Er saß in einem Wagen 4. Klasse am Fenster und las die „Prawda“.

Grotted sprang in den Wagen, trat auf den Fremden zu, schob rücksichtslos die Zeitung beiseite und bläkte in ein fremdes Gesicht, das ein schmutzig-rötlicher Bart umrahmte.

Er entschuldigte sich und eilte hinaus. Der Zug rollte schon wieder. Fast wäre er also mitgefahren, über die Grenze womöglich — hier stieß man ja immerfort auf Grenzen —, und nur, weil seine Nerven verzagt hatten. Aergerlich ging er zur Bahnbrücke. Der Mann an der Sperre nahm ihm die Fahrkarte mit einem flüchtigen Gruß ab. Er war hier neu, sonst hätte er den Erben von Grotthausen schon anders begrüßt. Er mußte ein aufsteigendes Gefühl von Enttäuschung bekämpfen, als er den leeren Warteraum durchschritt und auf die Straße trat.

Da klang Lärm an sein Ohr, der alle Gespenster verscheuchte: rasendes Bellen stieg auf. Ein großer Wolfshund jagte in wilden Sätzen heran, fuhr heulend auf ihn los, an ihm empor, zwei Pfoten legten sich auf seine Schultern, und um ein Haar wäre eine mächtige rote Zunge über sein Gesicht gefahren.

„Pluto, du Höllenhund! Friß mich nicht auf! Wo ist Frauchen?“

Der Hund ließ augenblicklich von ihm ab, raste auf einen kleinen offenen Wagen los, der auf der andern Straßenseite stand, und sein Herr lief ihm nach, als wäre keine Zeit zu verlieren.

Drinne, eng an die Lederpolster gepreßt, saß Karola Grotted. Sie horchte fast ängstlich darin. Nun richtete sie sich auf.

„Ich konnte nicht an den Zug kommen. Die Freude war mir in die Beine gefahren und die Angst auch.“

„Die Angst, Mutti?“

„Ja, daß du am Ende doch nicht kämst. Denke, ich habe erst daran geglaubt, als Pluto zu faulen begann.“

Er schlug sich vor die Stirn. „Ich Esel habe ja nicht von Danzig depešiert!“

„Das war nicht nötig. Wir haben die Lusthanja ein paarmal angeläutet.“

„Soviel Mühe um den verlorenen Sohn!“ Er nahm das Gesicht der Mutter in die Hände und küßte sie.

„Uff!“ machte sie lachend. „Ich kann ja gar nicht schreien. Begrüß nun aber Töbchen. Er steht schon ganz gekränkt aus.“

Der Kutscher grinste verlegen, nahm umständlich die Peitsche in die linke Hand und drückte die Rechte des Heimgelakhten. „Willkommen zu Hause, junger Herr!“

„Willkommen, Tobien! Uebrigens sind Sie auch heute nicht rasiert.“

Tobien fuhr erschreckt nach seinen Bartstoppeln. „Den Deibel auch“, brummte er, „ich dachte, man täte es nicht sehen.“

Kurt Grotteß gab ihm lachend eine von seinen Zigarren und stieg ein. Der Wagen fuhr auf dem holprigen Pflaster der Kleinstadt, umbellt von Pluto, der die ganze Nachbarschaft zu Zeugen seiner Freude machen wollte.

Einige Fenster öffneten sich. Ein paar Mägen entfernten sich von struppigen Blondköpfen. Gottlob, er war zu Hause! Zärtlich streichelte er die Hand der Mutter.

„Daß du wieder da bist, Junge!“

„Nun, ich war ja schließlich nicht in Hawaii . . . Aber ist das da nicht Bellmann? He, Bellmann!“

Ein kleiner Handwagen, mit raselnden Blechkannen bestückt, hielt mit einem Ruck. Der Milchmann grüßte herüber und grinste, daß sich beide Ohren Gute Nacht sagten.

„Der Philosoph. Weißt du noch, Mutter?“ Er sprach in Bellmanns breitem Tonfall weiter: „Gnädiges Frauchen, die verdammten Bengels haben mir wieder in die Milch gespußt. Gott, es schadet ja nichts, aber wozu?“

„Daß du da bist!“ sagte die Mutter wieder. „Laß mir deine Hand, sonst fliegst du mir noch davon.“

Da war der Krug „Zum fröhlichen Westpreußen“ mit dem fetten Gambirinus über der Tür und den Tischen im verwilderten Garten. Und da das Kriegerdenkmal, und dort die weißgetünchte Kirche aus der Ordenszeit. Und nun kam die Chaussee mit den Ebereschen, die nach Grotthausen und den Nachbargütern führte. Alles war unbegreiflich schön und friedlich.

Der süßliche Duft von blühenden Lupinen zog herüber, ein Vogel sang immer dieselbe jubelnde Strophe. „Es ist ein Sprosser“, sagte die Mutter leise. „Er begrüßt dich.“

Eine Schar Krähen überflog die Straße. Sie kamen von rechts, Mutter. Ein gutes Zeichen. Aber nun muß ich aussteigen, ich will wieder Heimat Erde unter den Füßen haben. Du bleibst wohl drin?“

„Du denkst wohl, ich bin eine alte Frau? Schäm' dich!“

Arm in Arm, wie ein Liebespaar, gingen Mutter und Sohn die Chaussee entlang. Drüben blaute der Wald. Aus den Häusern der Rätner stieg Rauch auf. Pluto jagte querselbein hinter einer wildernden Rake und kam schnaufend, die Zunge weit aus dem Hals, mit enttäuschem Gesicht zurück. „Wo ist Käthchen?“ Mißmutig sah er auf, und er trabte von da an mit eingezogenem Schwanz neben seinem taktlosen Herrn einher.

„Wenn der Wald nicht wäre, würde man dort die Weichsel aufblitzen sehen.“ Er blieb stehen. „Und da ist das Schloß.“

Auf dem Dachgiebel flatterte lustig die Fahne des Freistaats. Es war alles so, wie er es sich geträumt hatte.

Ein Reiter kam langsam näher. Man sah, wie er an dem vorausgefahrenen Wagen anhielt und wie er sich wieder in Trab setzte. „Der Inspektor?“

„Nein“, sagte die Mutter leise. „Es ist unser Nachbar.“ Ihm war, als ob ihr Arm leicht zitterte. Ein kühler Hauch zog durch den warmen Tag.

Nun hielt der Reiter vor ihnen, und Kurt Grotteß sah in Papendids gemütliches braunes Gesicht.

„Guten Tag, Frau Nachbarin! Und das ist der Herr Sohn? Willkommen zu Hause.“ Seine Augen musterten ihn offenbar mit Wohlgefallen. Er wandte sich an Karola Grotteß. „Nein, daß Sie schon einen so großen Sohn haben! Es ist nicht menschenmöglich.“

Sie lächelte. „Daran können Sie sehen, daß ich schon eine alte Frau bin.“

„Ja“, meinte er gemüthlich. „An den Kindern merkt man, daß man in die Jahre kommt.“ Er besann sich, wurde noch um eine Schattierung brauner und setzte verlegen hinzu: „Nein, nein, das ist nun doch . . .“

In seinem schweren Gehirn ballte sich offenbar eine

Galanterie zusammen. Aber ehe er sie beieinander hatte, sagte Karola Grotteß: Sie wollten zur Stadt, nicht wahr? Da wollen wir nicht aufhalten.“

„Danke . . . danke . . . Ja, das heißt, es täte wohl not, mal mit dem Bürgermeister ein ernstliches Wortchen zu sprechen. Ich treffe ihn beim Skat im „Fröhlichen Westpreußen“ am ehesten.“

„Dann also adieu, Herr Papendix. Schönen Gruß. Und heute abend sehen wir Sie doch bei uns?“

„Über gern!“ dröhnte Papendixs Bass. „Das Wiedersehen muß doch gefeiert werden. Auf Wiedersehen, Gnädigste! Auf Wiedersehen, Herr Grotteß.“

Er war schon weit fort, als Kurt sagte: „Er ist gar nicht so übel. Aber vorgestellt hat er sich mir nicht.“

Frau Karola lachte wie ein Kind. „Ist das deine einzige Sorge?“

„Nein, meine einzige Sorge ist, was es heute zu essen gibt.“

„Dein Leibgericht aus Kinderzeiten: Königsberger Klops. Was wohl sonst? Eigentlich ist es sonderbar, daß du in diesem einen Punkt so einen entsetzlich plebejischen Geschmack hast.“

„Das macht nichts. Ich gleiche es schon wieder aus. Es gibt doch eine ganze Schüssel voll, wie?“

„Einen Bajstessel voll. Du kannst beruhigt sein. Ich werde mich doch nicht lumpen lassen.“

(Fortsetzung folgt.)

Herbst-Rondo

(um 1440).

Der Wald hüllt sich in einen Mantel ein
Aus Nebel, Herbstfroß, Regenflut und Wind,
Und alle goldnen Sonnenweberein,
Und alle Rehe sommerfroß gesinnt
Hüllt er in seinen grauen Mantel ein
Aus Nebel, Herbstfroß, Regenflut und Wind . . . !

Die Quelle klagt, die Bäche werden blind,
Und Trän' um Träne hängt an Busch und Stein . . .
Nur manchmal ein lehtes Glühn verpinnt
Sich in der Blätter todesfarb'gen Schein,
In dem des Sommers träumende Schalmeln
Wie müde Vögel eingefangen sind —

Der Wald hüllt sich in einen Mantel ein
Aus Nebel, Herbstfroß, Regenflut und Wind . . . !

Nachdichtung von Walter Medaer.

Von natürlichen und künstlichen Perlen.

Die moderne Technik ist auch an den wertvollsten Gegenständen nicht vorübergegangen und hat Methoden erfunden, die Edelsteine, wie sie in der Natur vorkommen, künstlich so herzustellen, daß sie sich von den natürlichen in nichts mehr als in ihrer Entstehungsart unterscheiden. Auch die Perlen sind des öfteren Gegenstand von Versuchen gewesen, sie künstlich zu erzeugen, ebenfalls mit dem Ziel, dem Naturprodukt so nahe als nur möglich zu kommen. Nun scheint es gelungen zu sein, das Rätsel der Perlen zu lösen, da es einem deutschen Zoologen, wie berichtet wird, gelungen ist, Perlen zu erzeugen, die durch und durch als naturgewachsene anzusehen sind.

Bisher hatte man Perlen dadurch erzeugt, daß man in die Perlmuschel Fremdkörper einfügte, die das Muscheltier reizten, um diesen Fremdkörper herum immer wieder wachsende Schichten von Perlschubstanz zu bilden. Vor dem Kriege hatte ein Japaner dieses Verfahren so weit durchgebildet, daß man geradezu von einer Zucht künstlicher Perlen sprechen konnte. Er verleihte einem Muscheltier eine gedrehte Perlmutterkugel ein, um die das Tier dann eine Perlschubstanz bildete, die natürlich dieselbe ist wie die der Zufallsperle. Er deutete nun seine Erfindung gründlich aus, leiste sich eine ganze „Zuchtfarm“ an, so daß der Perlmuschel heute mit Zuchtperlen reichlich versehen ist, die äußerlich von den Natur- oder Zufallsperlen nicht zu unterscheiden sind, da ja die Oberfläche aus der gleichen Substanz besteht. Aber es waltet doch ein entschiedener Preisunterschied zwischen dem Zuchtprodukt und der Zufallsperle und der Juwelier muß sich dagegen schützen können, eine Rette von Zuchtperlen anzukaufen in der Meinung, es handle sich hier um die echte Naturperle.

ander
Stadt,
wohl
Börz-
Früh-
Gruß.
„Das
fieder-
st gar
ht.“
deine
te zu
berger
erbar,
plebe-
aus.
sein.
)
!
...
!
a u e r
hen
Gegen-
unden,
instlich
nichts
ch die
wesen,
dem
nun
lösen,
esluch
natur-
an in
heltier
wer
Kriege
bildet.
brechen
schleste
Berl-
er Zu-
aus
marzt
ch von
sind
besteht
erschied
d der
te von
ch hier

Um sie voneinander unterscheiden zu können, sind die feinsten wissenschaftlichen Methoden ausgearbeitet worden. Hier spielen die chemischen Untersuchungen eine nicht so große Rolle wie die physikalischen. Das wichtigste Instrument für diese Untersuchungen ist das sogenannte Perlmikroskop. Es ist so eingerichtet, daß es mit Hilfe eines kleinen Spiegels gestattet, das Bohrloch der Perle auf das eingehendste in starker Vergrößerung zu untersuchen. Bei der Betrachtung des Bohrkanals wird dabei leicht die Grenze zwischen dem Perlmutterkern und der von dem Muscheltier aufgelagerten Schale von echter Perlschubstanz erkannt. Aber noch ein zweiter Apparat ermöglicht eine genaue Unterscheidung solcher gezüchteter Perlen von den natürlichen. Bei ihm werden die magnetischen Erscheinungen in den Dienst der Untersuchung gestellt. Die Perle wird an einem Kotonfaden so aufgehängt, daß sie zwischen zwei magnetischen Polen frei schwebt, ohne diese zu berühren. Wird nun ein elektrischer Strom durch die Magnetpulen geschickt, so daß ein starkes magnetisches Kraftfeld entsteht, so beginnt die Zuchtperle sich zu drehen, während die natürliche Perle in völlig unberührter Ruhe verharrt. Der Grund dafür liegt darin, daß die Perlmutter-substanz, die den Kern der Zuchtperle darstellt, aus ebenen Schichten besteht, die die Neigung haben, sich in ihrer Richtung nach dem Verlauf der magnetischen Kraftlinien einzustellen. Die natürlich gewachsene Perle dagegen besteht aus einer homogenen Masse oder kugelförmig übereinander abgelagerten Schichten, so daß eine Drehung im magnetischen Kraftfeld nicht auftreten kann.

Aber diese Methode des Japaners hinaus sind dann noch immer wieder andere Versuche gemacht worden, durch Einfügung weit kleinerer Fremdkörper künstlich Perlen zu erzeugen, doch ist in großem Maßstab eine andere Methode nicht ausgebildet worden, da die für das Wachstum der Perlen benötigten Zeiträume zu groß sind, um einen derartigen Betrieb rentabel zu machen, wobei vor allem der Preisunterschied eine erhebliche Rolle spielt. Nun hatte man festgestellt, daß in den natürlichen Perlen durchaus nicht immer Fremdkörper oder Parasiten enthalten sind die das Muscheltissue zu der Perlbildung anregen. Es scheint vielmehr, daß das Gewebe auch auf anderem Wege sich in seinem Zustand so weit ändern kann, daß es Perlschubstanz absondert. Diese Entdeckung, daß die natürlichen Perlen ohne irgend einen Reiz des der Schale anliegenden Gewebes entstehen können, hat sich nun ein deutscher Zoologe dadurch zunutze gemacht, daß er kleine Stüchchen des perlbildenden Gewebes in das Innere des Mantelgewebes einführt. Das bildet den künstlichen Anreiz zur natürlichen Bildung der echten Perle. Die auf diese Art entstandenen Perlen haben bis jetzt allerdings noch den einen Nachteil, daß sie in ihrer Form meist unvollkommen sind und daher den Wert von Zufallsperlen noch nicht erreichen, obwohl sie sich von diesen in nichts mehr unterscheiden. Will man diese Perlen in völlig runder Form erzeugen, dann ist die Einfügung eines runden Fremdkörpers notwendig und damit ist die Perle nicht mehr natürlich. Es besteht also vorläufig noch nicht die Gefahr, daß durch diese Entdeckung der Wert der Perlen durch eine Überschwemmung des Marktes stark herabgemindert wird, da diese künstlich erzeugten Perlen eben noch nicht vollwertig hergestellt werden können.

Der gute und der böse Papagei.

Humoreske von Wilhelm Cremer.

Als Tante Else und Onkel Gustav die Reise nach Hamburg machten, sahen sie sich auch die Hafengegend an, und sie trafen dort einen Mann, der allerlei Seltsamkeiten aus Brasilien, Honolulu und anderen schönen Gegenden mitgebracht hatte. Tante Else kaufte von ihm einen wunderbaren, rot und grün gefärbten Papagei, der geläufig sprechen konnte und vor allem die erste Zeile von „Morgenrot“ sang. Den Rest des Liedes würde er sicherlich auch noch lernen, meinte der seemännisch gekleidete Verkäufer, wenn er sei sehr gelehrtig.

Und gelehrtig war dieser Papagei, denn sonst hätte er nicht auf der Reise aus den Tropen von den Matrosen so viele und leider auch so unerhörte Kraftworte gelernt. Er verteilte und fluchte vom Morgen bis zum Abend. Er tat es meisterhaft, in allen Sprachen, die je auf einem Schiff gesprochen worden sind, und in allen Tonarten der Erziehung, vom sanftesten Krger bis zur rasendsten Wut. Und wenn er sich ausruhen wollte, dann sang er „Morgenrot“, kläglich, kläglich, daß sich der Hausknecht die Haare aus den Augen riss, und die Hunde in der Nachbarschaft zu heulen anfangen.

Tante Else war in Verzweiflung wegen des Fluchens, und in ihrem Leben hatte sie so etwas nie gehört, und Onkel Hans drohte, sich nach achtundwanzigjähriger Ehe scheiden zu lassen, wenn das Vieh nicht aus dem Hause käme. Aus dem Fluchen machte er sich ja schließlich weniger, aber das „Morgenrot“ konnte er nicht ertragen. Es war wirklich eine schreckliche Geschichte.

zu lassen, wenn das Vieh nicht aus dem Hause käme. Aus dem Fluchen machte er sich ja schließlich weniger, aber das „Morgenrot“ konnte er nicht ertragen. Es war wirklich eine schreckliche Geschichte.

Bis Tante Else zufällig einen Besuch bei Frau Amtmann Jillich machte und dort einen Papagei sah, der dem ihrigen äußerlich ähnlich war, innerlich aber einen ganz anderen Charakter hatte. Dieser Papagei besaß ein zartes, durch seinen Umgang mit rohen Matrosen verdorbenes Gemüt. Er befehlte sich stets einer sanften Ausdrucksweise, und wenn man ihn schön bat, dann sang er mit schmelzender Stimme das stille Abendlied: „Nun ruhen alle Bäder!“

Der guten Tante Else traten die Tränen in die Augen, und sie bat, ihren Papagei eine Weile bei Frau Amtmann in Pilsge geben zu dürfen, damit er sich das Fluchen abgewöhne und in jeder Hinsicht gebessert werde. Frau Amtmann fand das sehr nett, und da sie gerade mit ihrem Mann einige Wochen verreisen mußte, so wurde abgemacht, daß das Dienstmädchen, das als Hauswache zurückblieb, die beiden Tiere so lange betreuen sollte.

Aber als dann der Herr Amtmann Jillich und seine Gattin von der Reise zurückkamen, da fanden sie eine furchtbare Besserung. Nicht nur, daß Tante Elsens Papagei sich in keiner Weise das Fluchen abgewöhnt hatte, nein, er hatte es auch dem andern beigebracht.

Und wie hatte er es ihm beigebracht! Sie fluchten beide um die Wette und sangen dann gemeinsam ihre Lieder. Aber sie sangen sie nicht sanft und melodisch, sondern wie eine ganze Horde betrunkenen Matrosen, und sie untermischten sie mit rohen und wüsten Ausrufen. Und etwas neues war dazu gekommen: Ausdrücke, Kommandos und Kraftworte ganz besonderer Art, die den Herrn Amtmann dunkel an seine Militärzeit erinnerten, bis ihm einfiel, daß Annie, das Dienstmädchen, seit einiger Zeit einen „Bettler“ hatte, der Feldwebel bei der Artillerie war. Offenbar hatte die militärisch kräftige Ausdrucksweise dieses „Bettlers“ die Papageien veranlaßt, ihren Sprachschatz mit seinen Lieblingsworten zu bereichern.

Tante Else und Frau Amtmann Jillich haben ihre Papageien verkauft. Der Gastwirt, der sie erstand, bestift seitdem ein überfülltes, wenn auch nicht sehr vornehmes Lokal. Die elektrische Orgel und die Damenkapelle, die er früher hielt, hat er abgeschafft. Die Papageien erleben sie vollständig.

Alt-Nassau

Vor fünfzig Jahren.

(Erinnerungen aus dem alten Wiesbaden)

Von Berthold Wolk.

Die alte Pferdebahn.

Jetzt, wo Wiesbaden wiederum vor einer durchgreifenden Neuierung steht, wo die Straßenbahn verschwinden soll, ist es vielleicht nicht ganz uninteressant, einen kleinen Rückblick zu werfen auf die erste Vorgängerin der „Elektrischen“, auf die Pferdebahn, die einstmal als ein enormer Fortschritt und als eine beinahe großstädtische Einrichtung gegriessen wurde.

Viele Wiesbadener werden sich ihrer noch erinnern, jener kleinen Wagen, die langsam ihres Weges zogen, und die je nach Beanspruchung und nach Steigung des Terrains mit einem bis zwei Pferden bespannt waren, die ein nicht gerade glänzend uniformierter Stallburche zu den vorgeschriebenen Wechselzeiten brachte und die müden Gähler, wie man damals sagte, heimlenkte. Es war eine einzige Linie, die zu jener Zeit in Wiesbaden „florierte“. Sie begann an der alten Artilleriekaserne, in der mittleren Rheinstraße und zog sich durch die Wilhelmstraße ins Nerotal bis zur Beaufste, für damalige Verhältnisse eine Entfernung, die zu Fuß zurückzulegen sich mancher scheute, denn damals kannte man noch nicht den heutigen Begriff der Distanzen, und man nahm diese Bequemlichkeit gern mit in Kauf.

Vorn am Wagen eine dünn klingende Bimmelglocke, hinten eine Einrichtung, die angeblich dazu dienen sollte, den Schaffner zu kontrollieren, nämlich ein Ziffernbrettchen mit automatisch weiter springenden Zahlen, die sich immer um eine erhöhten, wenn der Schaffner an einer Strippe zog. Und das sollte er immer tun, wenn ein Fahrgast (damals hieß er noch Passagier) einstieg, und aus dieser Übereinstimmung der Zahlen in jenem Apparat und der Zahl der verkauften Fahrkarten hätte sich nach Anschauung der Direktion ergeben müssen, ob alles in Ordnung war. Schließlich dachte man, das Publikum sei selbst bis zu einem gewissen Grade Kontrolleur, was insofern zutrifft, als beson-

ders die Jugend Wert darauf legte, auf der hinteren Plattenform zu verweilen, um zuzusehen, wie das Zählwerk vorwärts ging.

Daß die prächtige Pferdebahn nicht allzufrüh anfang und daß sie zeitig schlafen ging, ist eine Selbstverständlichkeit, und die Anwohner der unteren Luisenstraße, wo sich das damalige Depot befand, hatte nicht gerade unter einer Belästigung ihrer Nachtruhe zu klagen.

Ob die Bahn an Überfüllung litt? Ich kann mich nicht erinnern, daß das Schild „Besetzt“ viel in Erscheinung trat.

Mit dem Wachsen der Stadt, die allerdings damals noch nicht davon zu träumen wagte, einst an den Rhein zu gelangen, kam natürlich auch die Reform des Verkehrs wesens und mit dieser auch die Dampfstraßenbahn, jenes Ungeheuer, das viele Jahre die Straßen unsicher, die Pferde scheu und die weißen Kleider schwarz machte. Man nahm es mit stiller Resignation hin, denn es war ja ein enormer Fortschritt: man konnte bis nach Biebrich fahren und man sah relativ bequem. Die Reiter in der Wilhelmstraße, die damals noch den Reittweg ziemlich stark bevölkerten, waren allerdings mit der Neueinrichtung nicht sonderlich zufrieden, denn die Kapriolen, die die Pferdchen auszuführen sich ge- hatteten, waren manchmal geeignet, das Vertrauen der Zuschauer in die Reitskunst der Reiter etwas zu erschüttern.

Wer denkt heute noch daran? Die Zeiten sind vergangen, die Elektrische kam, wurde gesehen und siegte, bis nun auch sie dem neuesten Verkehrsmittel, dem Auto- omnibus, weichen muß.

Die Wiesbadener Beleuchtung.

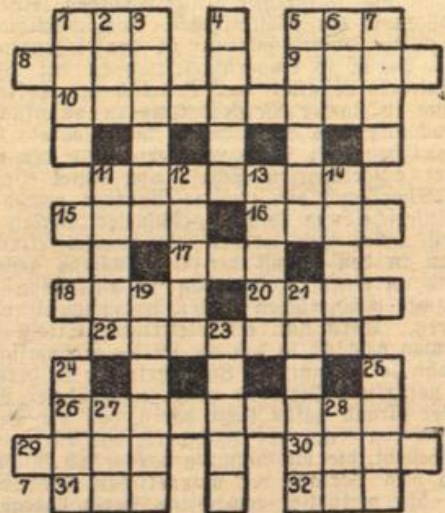
Daß einmal Petroleum noch zur vielbenützten Tages- oder richtiger gesagt Nachterscheinung gehörte, dessen werden sich eigentlich nur wenige erinnern, denn in den besseren Häusern hatte das Gas einigermaßen früh seinen Eingang gefunden. Allerdings war das damals eine Beleuchtung, auf die im Grunde genommen niemand stolz zu sein brauchte, denn es handelte sich um die primitiven Schnittbrenner, aus denen eine flackernde Flamme kam, die keineswegs die Verköstlichung eines Helligkeitsprinzips darstellte. Und es war noch ein weiter Weg bis zum Auerlicht, bis zum Gasglühlicht, denn erst kam die Zwischenlösung der Rund- brenner, die obenbrein noch den Vorzug hatten, daß man sie scheinbar abstellen, aber eine kleine Bündelflamme weiter- brennen lassen konnte. Daß damals an Stelle der Streich- hölzer und an Stelle der Wachskerzen an langen Stöcken auch der Cerefeenanzünder kam, das bedeutete einen ge- waltigen Fortschritt. Das Gasglühlicht nach der Erfin- dung Dr. Auerers war natürlich eine einschneidende Neuerung, aber es war zu Anfang schrecklich teuer, ein Brenner kostete, wenn ich nicht irre, um 4 Mark herum, und ein Glühstrumpf, der mehr als zerbrechlich war und dem man Stöße festigkeit nicht nachsagen konnte, wurde meines Wissens mit einer Mark bezahlt.

Das bezeichnendste „Licht“ auf die Beleuchtungsart wirkt wohl die Tatsache, daß das elektrische Licht zuerst im Kurhaus auftauchte und als eine Attraktion gewertet wurde. Es war auf allen Plätzen bei besonderen Veranstaltungen, wie Gartenfesten, zu lesen, daß der Konzertplatz elektrisch beleuchtet werde. Es waren zwei Reihen Bogenlampen alter Konstruktion, die übrigens sehr lange ihren Dienst verfahren und die anfangs ungeheuer bestaunt wurden, wenn ohne äußerlich sichtbare menschliche Hilfe ihr Licht erstrahlte oder eine Zeitlang zuckte, und ebenso bestaunt wurde das schnelle Dunkelwerden, das zugleich das Signal für den Be- ginn des Feuerwerks gab.

Der lange Salz.

An Originalen hat es eigentlich in Wiesbaden nicht gefehlt, und manchen von ihnen hat Franz Bosjona seiner- zeit in seiner kurzlebigen „Wäschbitt“, deren sich wohl noch viele erinnern werden, ein Denkmal gesetzt. Aber eines dieser Originale ragte sicherlich über manchen alten Brezel- hub und über manchen Dienstmann besonderer Prägnanz heraus, sogar über den Dienstmann, der im Dreßbuch als Freiherr von und zu Soundso verzeichnet war, und der, wenn ich mich recht erinnere, in der oberen Schwalbacher Strasse wohnte. Das überragende Original war der lange Salz, eine beinahe endlose Erscheinung, riesengroß, mit einem etwas vornübergebeugten Kopf, der einen grauen Knebelbart trug und mit einem bunten Halstuch und mit einem dicken Knotenstod. So zog der lange Salz erhaben, als sei er ein Krösus, selbstbewußt, durch die Straßen Wies- badens mit etwas schlotterndem Gebein, und innerlich nicht unerfreut, wenn ihm eine milde Gabe zufloß. Auch im „Sprudel“, der Karnevalsgesellschaft, ist er verankert worden und jedes Kind, jeder Fremde kannte ihn. Lange ruht er nun schon an der Platter Strasse in einem bescheidenen Grabe, aber in der Erinnerung der alten Wiesbadener lebt er fort.

Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 1. Haustier. 5. Keltische (englische) Königin. 8. Insektenlarve. 9. Weiblicher Vorname in Kaiserform. 10. Bierzitron. 11. Beiname von vier römischen Kaisern. 15. Schwedisches Herrschergelecht. 16. Islamatischer Fürst. 17. Dider Strid. 18. Kleiner Behälter. 20. Körperteil. 22. Verkehrsweg. 26. Sattelrock. 29. Körperteil. Schilf, Röhricht. 31. Verhältniswort. 32. Lateinisch „nicht“. — Senkrecht: 1. Berühmter Rechtslehrer an der Universität Berlin. 2. Männlicher Vorname. 3. Götterbau. 4. Weiblicher Vorname. 5. Gebäude für Kunstsammlungen usw. 6. Mohammedanischer Name. 7. Metall. 11. Griechischer Insel unweit Smirna. 12. Nächster Verwandter. 13. Baum der Wälder. 14. Brauch. 19. Hinteres Rumpende der Wirbeltiere. 21. Schlachtort bei Wien 1809. 24. Gerabhangende Schale mit Lampe. 24. Gruf. 25. Parabe. 27. Erzieher Samuels. 28. Name vieler Flüsse in Amerika.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 2. Wagerecht: 1. St. 4. Ali. 7. Aloe. 9. Oper. 10. Marie. 12. Tour. 13. Sinn. 14. Mar. 16. Del. 18. 21. Bassertonne. 22. Sie. 24. Poe. 26. Nix. 30. Elfe. Meer. 34. Leute. 35. Tango. 36. Anna. 37. Niet. 38. April. 5. Lein. 6. Irene. 8. Ezra. 9. Dase. 15. Riele. 17. Gas. 19. Uri. 20. Sna. 23. Behar. 24. Pfen. 25. Oita. 27. Sman. 28. Xenie. 29. Prok. 31. Lena. 33. G.

Welt u. Wissen

Farbensinn — eine Errungenschaft der Kultur. Die richtige Erkennen und Unterscheiden der Farben ist Fähigkeit, die sich das Auge des Menschen erst mit den Schritten der Kultur angeeignet hat. Einen fesselnden Beitrag hierzu liefern die Beobachtungen, die Nordenskiöld Indianern des argentinischen Chacos gemacht hat. In ziemlich tiefstehenden Afluslan-Indianer kennen zum Spiel überhaupt nur drei Farbensamen: eine Bezeichnung rosa und rot, eine andere für weiß und gelb und eine für schwarz. Blau und grün werden als schwarz bezeichnet während man die braune Farbe zu rot rechnet. Fragte einen Indianer nach der Farbe eines Gegenstandes, so er fast immer unsicher und nannte erst mehrere Farben, er sich für eine bestimmte entschied. Bei den Chaco-Indianern werden immerhin schon fünf Farben unterschieden, aber auch ihre Sprache faßt immer mehrere Farben in einem Namen zusammen, so rot, rosa, braun und hellrot ferner blau und grün, gelb und gelbbraun, schwarz, und dunkelviolett sowie weiß und hellgrau. Ähnliche Beobachtungen machte seinerzeit auch Randt an den Negern Ostafrika. Hier zeigte sich, daß die Neger verschiedene Farben zwar gut unterscheiden konnten, aber nur für diejenigen Farben eigene Benennungen hatten, die sie selbst herstellten, weshalb die meisten Stämme nur die Farben schwarz, weiß und rot zu bezeichnen wußten. Nur bei den Stämmen, die auch blaue Farbstoffe bereiteten, besaß die Sprache auch eine Bezeichnung für blau. Für viele Farben, die in der Natur vorkommen, gab es in der Neger Sprache eigene Namen, insofern, als man die Farbe der Blätter einfach „blättern“ oder die des Messings als „messingisch“ bezeichnete.